Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 35 (1912)

Artikel: Ulrich Zwingli in dramatischer Beleuchtung
Autor: Nabholz, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985728

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ulrich Zwingli in dramatischer Beleuchtung.

Von Hans Nabholz.

Geschichtschreibung und historisch-dramatische Kunst sind nicht nur deshalb Schwestern, weil sie den gleichen Gegenstand zum Vorwurf ihrer Darstellung wählen und gleich'am in gegenseitiger Konkurrenz Ereignisse und Persönlichkeiten der Vergangenheit vor unserem Geiste wieder lebendig werden lassen. Ihre Verwandtschaft geht weiter. Sie erstreckt sich auch auf ihre Arbeitsmethode. Handelt es sich um die Charakterisierung einer geschichtlichen Persönlichkeit oder um die Erklärung und Motivierung eines historischen Vorganges, so ist es Aufgabe der Geschichtschreibung wie der dramatischen Kunst, aus einer Fülle von Aussprüchen, Handlungen und andern Lebensäußerungen diejenigen hervorzuheben und festzuhalten, die als charakteristische Details auf das Ganze schließen und die geschilderte Gestalt oder den dargestellten geschichtlichen Zusammenhang so vor dem Leser oder Hörer wieder entstehen lassen, wie sie der Darsteller selbst erkannt und gesehen hat.

Aber gerade bei dieser Betätigung ergibt sich auch der grundlegende Unterschied zwischen der Arbeit des Geschichtschreibers und derjenigen des Dichters. Jener ist auf dasjenige Material angewiesen, das ihm die historische Überlieferung bietet. Mit diesen Bausteinen muß er seinen Bau zu errichten suchen, und wenn sie zu einem lückenlosen Werke nicht ausreichen, so muß er sich mit einem Torso begnügen. Obgleich divinatorische

Veranlagung und die Fähigkeit, vom Einzelnen auf das Ganze zu schließen, auch bei der Arbeit des Historikers eine hervorragende Rolle spielen, so sind ihm durch die Beschränkung auf das vorhandene Material strenge Grenzen gezogen, und er darf seinem Werke keinen allgemeinen Zug beifügen, der nicht durch Details seines Materials belegt wäre.

Weit günstiger ist der Dichter dran, der ein geschichtliches Thema behandelt. Von ihm verlangen wir diese Beschränkung und Gewissenhaftigkeit nicht. Die mühsam aufbauende Arbeit des Historikers kann er gleichsam von hinten beginnen. Vor seinem geistigen Auge läßt er in freier Gestaltung seinen Helden entstehen, so wie es ihm seine dichterische Phantasie eingibt, und nachträglich sucht er die Einzelzüge und charakteristischen Merkmale zusammen, die notwendig sind, um das von ihm Geschaute auch im Leser oder Hörer lebendig werden zu lassen. Dabei steht es ihm frei, diese Bausteine der geschichtlichen Überlieferung zu entnehmen oder sie frei mit seiner Phatasie zu bilden, und wenn auch schließlich eine andere Gestalt herauskommt als diejenige, die wir aus der Geschichte kennen, und wenn Tatsachen erzählt werden, die durch die Geschichte nicht belegt sind, so machen wir dem Dichter deshalb keinen Vorwurf, sofern seine Gestalten lebendig und wahr und die von ihm gegebene Verknüpfung der Ereignisse natürlich und überzeugend ist. Es fällt uns nicht ein, den Flug seiner Phantasie und seine Gestaltungskraft durch die Forderung eindämmen zu wollen, er habe sich an das tatsächlich vorliegende Material zu halten.

Diese wenigen allgemeinen Bemerkungen mußte ich vorausschicken, um die Art und Weise zu rechtfertigen, wie ich einige dramatische Dichtungen über einen unserer größten Eidgenossen, über Ulrich Zwingli, besprechen möchte. Ich bemerke zum voraus, daß ich mir nicht die Aufgabe des Literarhistorikers anmaßen und die genannten Dichtungen auf ihren poetischen Ge-

halt und ihre Wirksamkeit auf der Bühne prüfen will. Ich bleibe bei meinem Leisten und möchte als Historiker einiges über die vorhandenen und mir bekannten Zwinglidramen sagen. Nach den vorausgeschickten Bemerkungen kann es sich dabei nicht darum handeln, diese Dramen auf ihre historische Treue zu prüfen und hervorzuheben, was geschichtlich belegt ist und was der Phantasie des Dichters aufs Konto geschrieben werden muß, um darauf dann ein Werturteil über die einzelnen Dichtungen zu begründen. Dagegen ist es wohl erlaubt, die Gestalt, wie sie der Dichter geschaffen hat, derjenigen gegenüberzustellen, die uns die Geschichte überliefert, und die Verknüpfung von Ursache und Wirkung, so wie sie sich der Dichter denkt, mit dem Verlauf der entsprechenden geschichtlichen Ereignisse zu vergleichen.

So betrachtet wird auch die Dichtung das Erkennen und Verstehen der Geschichte zu fördern vermögen. Mancherlei Verhältnisse werden uns durch die Darstellungsmittel des Dramas verständlicher als durch die abstrakte Auseinandersetzung der Geschichtschreibung, und die scharf umrissene, geschlossene, aber vielleicht einseitige Charakterisierung des Helden durch den Dichter wird uns das Auge schärfen, um die in Wirklichkeit kompliziertere und vielseitigere, aber weniger deutlich sichtbare, geschichtlich getreue Gestalt unseres Helden umso schärfer zu erfassen.

Auf diese Weise wird die Historie von ihrer Schwester lernen können, ohne daß sie es nötig hätte, pedantisch sie zu schulmeistern und ihr Verstöße gegen die geschichtliche Wahrheit vorzuhalten.

* * *

Mir sind im ganzen fünf Dramen bekannt, die Zwinglis Schicksal zum Gegenstande ihrer Darstellung haben.

Im Jahre 1794 ließ der bekannte Literat und Historiker Leonhard Meister ein kleines Werk erscheinen: Ulrich Zwingli. Ein vaterländisches Schauspiel.

Meister beginnt sein Drama mit jenem geschichtlich überlieferten Momente vom 26. Juli 1531, da Zwingli vor den Rat tritt und seine Entlassung verlangt, weil er das Vertrauen der zürcherischen Obrigkeit verloren habe. Er verlegt jedoch diese Szene in die allerletzte Zeit des Reformators. Durch die Bitten eines Ratsausschusses läßt er sich zum Bleiben bewegen, und hört nun in der gleichen Ratssitzung, an der er seine Entlassung verlangt hatte, zusammen mit den versammelten Ratsherren die Kriegserklärung der katholischen Orte an. Wir verfolgen sodann des Reformators weitere Schicksale: wie er von seiner Familie Abschied nimmt und als Feldprediger mit dem zürcherischen Heer über den Albis Kappel zuzieht. Die Schlacht selbst kommt im Stücke nicht zur Darstellung. Über ihren Verlauf und über Zwinglis Tod werden wir jedoch durch Ausreißer und Flüchtlinge unterrichtet, die sich während und nach dem Kampfe nach und nach im Wirtshause auf dem Albis ansammeln und sich da über ihre Erlebnisse unterhalten.

Im Jahre 1837 schenkte Charlotte Birch-Pfeiffer dem zürcherischen Volke ein Drama, betitelt „Ulrich Zwinglis Tod". Das Werk sollte, wie sie in der vorangehenden poetischen Widmung bemerkt, ein Zeichen des Dankes für die gastliche Aufnahme sein, die sie, die Fremde, in Zürich gefunden hatte.

Die Dichterin beginnt mit einer kurzen Szene, die uns den Reformator im Kreise seiner Familie zeigt und führt uns dann mitten in den Konflikt zwischen der auf Krieg dringenden Politik Zwinglis und dem bedächtigen Vorgehen Berns hinein. Im übrigen hat es die Dichterin hauptsächlich auf jene Szenen im Leben des Reformators abgesehen, die zum Gemüte sprechen oder gar geeignet sind, das menschliche Herz zu rühren. Sie zeigt uns Zwingli als treubesorgten Gatten und Familienvater und als edlen Menschenfreund, der sogar eine altgläubige Frau aus der Innerschweiz gastlich bei sich aufnimmt. Sodann führt sie ihn

zu dem schurkischen Mönch Pater Theophil, der dem arglosen Reformator den Giftbecher reicht, in welchen im richtigen Momente noch von der Decke her die bekannte Spinne fällt. Sodann nehmen wir an jener auch historisch bezeugten heimlichen Unterredung Zwinglis mit bernischen Gesandten zu Bremgarten teil, wobei die von Bullinger in seiner Reformationschronik erzählte Geistergeschichte ausführlich und wirksam verwendet wird. Es folgt sodann das Entlassungsbegehren Zwinglis vor dem zürcherischen Rate, das wie bei Meister in des Reformators allerletzte Zeit verlegt und durch die Kunde vom Aufbruche der katholischen Orte hinfällig gemacht wird. Das Schicksal des zürcherischen Heeres und seines Feldpredigers lernen wir nur aus Erzählungen von Beteiligten kennen, die sich aus der Niederlage bei Kappel mit heiler Haut hatten nach Zürich retten können.

Auf Charlotte Birch-Pfeiffer folgte im Jahre 1873 Alexander Wysard, damals Pfarrer in Lyß, mit einem dichterischen Werke über Zwingli, das er selbst als dramatisches Geschichtsbild charakterisierte. Zeitlich holte Wysard weiter aus als seine Vorgängerin. In klar und geschickt entworfenen, aber nur lose zusammenhängenden Einzelbildern schildert er uns die Wirkung, die in Zürich die Disputation des Jahres 1523 hervorgerufen hatte, sodann führt er uns die Ereignisse des ersten Kappelerkrieges mit der Milchsuppe vor, den Verlauf des Marburger Gespräches mit dem Streite zwischen Luther und Zwingli über das Abendmahl, ferner die kritische Lage des Reformators im Sommer 1531 und endlich die Schlacht bei Kappel mit Zwinglis Tod.

Bei Anlaß der Zwinglifeier im Jahre 1883 ließ Pfarrer H. Weber in Höngg ein fünfaktiges Drama über Ulrich Zwlngli erscheinen, das im Gegensatz zu Wysards an den verschiedensten Orten spielenden Bildern seinen Schauplatz ausschließlich in der Stadt Zürich hat. Weber lag hauptsächlich

daran, die Stellung der zürcherischen Bevölkerung zu der kirchlichen Reform zur Darstellung zu bringen und ihre Stimmung und Geistesverfassung zu schildern. An einzelnen Persönlichkeiten will er uns zeigen, wie die neue Lehre auf die verschiedenen Bevölkerungsschichten wirkte, auf den Ratsherrn und vornehmen Junker einerseits, auf den einfachen Bürger und Handwerker anderseits.

Im Jahre 1905 endlich erschien Karl Albrecht Bernoullis Schauspiel Ulrich Zwingli.

Hätte ich diese Dramen auf ihren Wert und ihre Wirkung als Dichtwerke zu prüfen, so würde ich es nicht wagen, diese zuletzt genannte Dichtung in einem Atemzuge mit den vier andern Werken zu nennen. Während diese letztern mehr Gelegenheitsdichtungen sind und sich darauf beschränken, den äußern Gang der Ereignisse in dramatischer Form wiederzugeben, ist Bernoullis Drama das Werk eines wirklichen Dichters, der sich rein als Künstler mit dem Thema auseinandersetzt, den Stoff viel freier gestaltet als seine Vorgänger und auch viel tiefer in das Problem eindringt. Er bemüht sich, den ganzen geistigen Gehalt der Reformation zu erfassen und die damals sich bekämpfenden Weltanschauungen, Katholizismus und Reform und den neutral zwischen ihnen stehenden Humanismus in ihrem Inhalte und ihrer Wirkung auf den Einzelnen gleichsam verkörpert zur Anschauung zu bringen und die Umwandlung, die die neue Lehre im Innern des kleinen Mannes hervorgerufen hat, dem Leser oder Hörer klar zu machen.

Der erste Akt zeigt uns die zürcherische Bevölkerung bei einem Schießet versammelt. Das Tagesgespräch bildet die Lage Zürichs, so wie sie sich unter Zwinglis Wirksamkeit gestaltet hat, und als Grundton geht durch die ganze Unterhaltung die Mißstimmung aller Stände über des Leutpriesters überragende und alles beherrschende Stellung innerhalb der Stadt. Die

Junker sind darüber aufgebracht, daß ein „Stallbub aus dem Toggenburg“ Herr von Zürich geworden ist, und dem einfachen Bürger will es nicht gefallen, daß an Stelle des bisherigen ungebundenen und fröhlichen Treibens die von Zwingli durchgesetzte ernste und strenge Lebensführung treten soll.

Im zweiten Akt sieht sich der Reformator in die Möglichkeit versetzt, seine bisherige Tätigkeit in Zürich, wo er, wie er selbst erkennt, das Vertrauen der Bevölkerung verloren hat, mit einem neuen Wirkungskreis zu vertauschen. Gesandte der schwäbischen Universität Tübingen bieten ihm einen Lehrstuhl an ihrer Hochschule an. Allein Zwingli erkennt, daß er zum „Doktor und Bücherschmecker“ schlecht taugt. Staatsmännischer Tätigkeit und dem Waffendienst kann er nicht entsagen; darum bleibt er seiner Heimat treu. Dieser Moment innerer Einkehr hatte ihn aber auch darüber sich klar werden lassen, daß er in seiner Leidenschaft für politische Betätigung zu weit gegangen war und die Eifersucht seines auf seine Selbständigkeit stolzen Volkes erregt hatte. „Doch will ich mir von jetzt ab Einhalt tun und mein Werk von aller Gewaltsamkeit erlösen, es seiner eigenen Kraft überweisen, herniedersteigen vom Stuhle des Machthabers und eintreten in die Reihen der Alltäglichen, in die Nachbarschaft der Namenlosen. Das ist die Tat, mit der ich Zürich noch wahrhaft beglücken werde, — daß ich es über mich vermag, zur rechten Zeit meine Hand von ihm zu tun.“

Allein sein Temperament und seine zum Staatsmanne geschaffene Natur sind stärker als seine gute Absicht. Im dritten Akte wird uns Zwingli vorgeführt, wie er mit fieberhaftem Eifer große politische Pläne schmiedet, um seine Kirche gegen die drohende Macht des Papsttums und des römischen Kaisers zu schützen. „Ein groß mächtig Bündnis liegt uns im Sinn, gewaltige Brüderschaft deutscher Fürsten und Städt wider Habsburg und des römischen Kaisers Monarchie. Das Burgrecht

schweizerischer Ständ, Hessen, Sachsen, Straßburg und die andern Reichsstädt, der Herzog Ulrich zu Würtemberg — dazu Frankreich, Dänemark und Venedig, und würde dann alles Ein Sach, Ein Hilf, Ein Wille vom Meer herauf bis an unser Land."

Da indessen diese hochfliegenden Pläne scheitern, wirft er sich mit neuer Leidenschaft auf die innerschweizerische Politik. Die katholischen Orte sollen mit Gewalt dazu gezwungen werden, dem Dienst für fremde Herren zu entsagen und der neuen Lehre in ihrem Gebiete Einlaß zu gewähren. Mit vollem Bewußtsein und unerschrocken führt er so sein Zürich und damit die ganze Eidgenossenschaft einem neuen Bürgerkriege entgegen. Von seiner zuversichtlichen Haltung vermag ihn auch sein Studienfreund, der Junker Konrad, der auf dem Boden eines durchaus freien, aber unfruchtbaren und indifferenten Humanismus stehen geblieben ist, nicht abzubringen. Umsonst warnt ihn Junker Konrad davor, sich in die Geschäfte der Staatsmänner zu mischen. Umsonst sucht er dem Reformator begreiflich zu machen, daß er seine frühern Ideale verleugne, wenn er seine Überzeugung durch das Mittel der Gewalt andern aufzwingen wolle. Erhobenen Hauptes und voll Zuversicht geht der Reformator im vierten Akte mitten durch die über das Aufgebot wider die katholischen Orte aufgeregte Menge, um vor dem Auszuge nach Kappel seine letzte Predigt zu halten. Im letzten Akte begleiten wir den Leutpriester und das zürcherische Heer auf ihrem Marsche nach Kappel und in den Kampf mit der starken Übermacht der Fünförtischen. Die Niederlage der Reformierten und der Tod Zwinglis bilden den Abschluß des Dramas.

Aus der Fülle dessen, was diese Dramen über Zwinglis Werk und Persönlichkeit und die Ereignisse jener Zeit erzählen, möchte ich nur ganz wenige Probleme herausgreifen und zeigen, wie sie die verschiedenen Dichter behandelt haben. So möchte

ich zuerst die Persönlichkeit Zwinglis, so wie sie von den verschiedenen Autoren aufgefaßt und geschildert worden ist, mit ihren hervorragenden Charaktereigenschaften festhalten und die verschiedenen Zwingli einander gegenüberstellen, wobei ich nicht das Übereinstimmende, sondern gerade das hervorheben will, was jede von diesen Gestalten Eigenartiges hat.

Meisters Zwingli ist ein Revolutionär, der die Volksmasse in Gärung bringt, für Volksaufklärung und Gewissensfreiheit kämpft und für Toleranz schwärmt. Seine Gegner werden ausdrücklich als die Feinde der Gewissensfreiheit bezeichnet. Von seinem Wirken befürchten einzelne der zürcherischen Ratsherrn Unheil, weil er die Massen entfessle. „Indem er den Pöbel von der Kette losbindet," meint ein Ratsmitglied, „leitet er ihn nicht mehr. Ja wohl, der wütenden Menschenflut wird er befehlen, bis hieher stolze Welle und nicht weiter ... Samt und sonders macht uns ja Zwingli gleich, samt und sonders zu Propheten, zu Königen und Priestern! Er zerstört die alte Autorität und setzt an ihre Stelle entweder überall nichts oder nichts als Wortschwall! Wenn es so fortgeht, so verschwindet der Nimbus endlich ebenso von dem Haupte der weltlichen Obrigkeit wie von dem Haupte der Geistlichen!" Seine Anhänger dagegen verteidigen den Reformator, weil er für Bildung des gemeinen Mannes eintrete. „Je mehr dieser Einsicht besitzt," meint ein anderer Ratsherr, „desto besser erkennt er den Zweck der Gesetze. Ihr zittert vor der Aufklärung! Ihr seht nicht, daß der Grund der Schwärmerwut im Mangel an Aufklärung liegt!" Dieses Aufklärungswerk ist jedoch in den Augen anderer zürcherischer Staatsmänner Schwärmerei. „Fürwahr, Schwärmerei ist sein Eifer; er lebt mehr in einer platonischen Welt als in einer wirklichen. Er kennt die Griechen und Römer, er kennt die Propheten und Evangelisten, kennt er aber auch die Zeitgenossen, die Mitbürger, die Zürcher, die Schweizer?" Daß

sich dieser Schwärmer und Stubengelehrte mit Politik zu beschäftigen beginnt, ist sein und seiner Stadt Zürich Verhängnis.

Ein weiterer Charakterzug dieses Zwingli ist seine religiöse Toleranz. Er zieht gegen die Katholiken ins Feld, nur weil diese angreifen, nicht etwa um sie mit der Gewalt der Waffen zur Reform zu zwingen. „Hier nur, in diesem dunklen Erdentale, duldet Gott Sekten und Trennungen," ruft Zwingli aus. „Und warum, liebe Herren, duldet er sie? Sie beleben Wetteifer und Wachsamkeit. Und wie viel Böses verhindert nicht auch unter uns Protestanten die Rücksicht auf die Katholiken. Und wie viel Gutes befördern nicht auch wir unter diesen! Ja, liebe Herren, einst werden auch die katholischen Eidgenossen die Früchte unserer Reform genießen. Mögen sie den alten Glauben forterben, genug, wenn sie ein neues Leben beginnen. Mögen sie die Altäre und Bilder behalten, genug, wenn sie weise Lehrer und gute Bürger zu Priestern erwählen."

Zwinglis stürmisches und schwärmerisches Wesen äußert sich in der Art seines Abschiedes vor dem Abzuge nach Kappel. Da wird unendlich viel geweint. Nicht nur seine beiden Buben, auch der Reformator selbst zerfließt in Tränen. Immer wieder stürzt er sich seinen beiden jammernden Söhnen in die Arme, dann geht er ins Haus hinein, um ein letztes Mal seinem Weibe Lebewohl zu sagen, und von dieser Trennung zurückgekehrt sinkt er dem ihn erwartenden Lavater in die Arme!

Einigermaßen verwandt mit diesem Zwingli ist derjenige von Charlotte Birch-Pfeiffer. Auch ihr Zwingli schwärmt für Toleranz. Jene bereits erwähnte Katholikin aus der Innerschweiz nimmt er trotz ihres Glaubens nicht nur mit der größten Gastfreundschaft in seiner Wohnung auf, er findet auch Gelegenheit, bei diesem Anlasse der alten Frau schöne Worte über Toleranz zu sagen. Im übrigen ist aus dem Schwärmer Meisters ein etwas großsprecherischer und selbstbewußter Volks-

redner geworden, dessen politische Weisheit darin gipfelt, sich den Leuten im Momente, wo die Sache schief geht, als derjenige vorzustellen, der es ihnen ja vorausgesagt habe, daß es so kommen werde, weil man nicht auf ihn gehört habe. Bisweilen allerdings wächst sich diese großsprecherische Art zu kraftvoller und von überzeugender Wärme getragener Betonung seiner hohen Mission und seiner großen Ziele aus.

Von ganz anderer Art ist der Zwingli, den Wysard gestaltet hat. Obwohl von Beruf Pfarrer, hat Wysard gerade die weltliche Seite in Zwinglis Wesen besonders scharf herausgearbeitet. Wir sehen den Reformator am Werke, wie er rastlos und mit einer gewissen Leidenschaft am Zustandekommen seines großen Bundes gegen den deutschen Kaiser arbeitet, wobei der Mann der Kirche hinter dem Politiker fast ganz verschwindet. Wir lernen Zwingli als feurigen Patrioten kennen, dessen heiße Liebe zum Vaterlande für seine Stellungnahme in der eidgenössischen Politik allein bestimmend ist.

Als Feldprediger hat er Gelegenheit gehabt, die Pracht und die Machtstellung der katholischen Kirche mit all der reichen Kultur und Kunstentfaltung in Italien durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Allein, der Glanz hat ihn nicht zu bezaubern vermocht. Durch all die Pracht hindurch sieht er nur eines: daß sein Vaterland von der Kurie ausgebeutet wird.

Seit ich als Capellan durchirrt Italien,
Das Land, umschäumt vom blauen Wogenbrand,
Seit ich Europens schönster Tochter, der reich
Geschmückten Braut, ins Aug gesehn; seit ich
Geträumt an ihrem lustgeschwellten Busen,
Den üppig grünen Au'n, dem Myrthenhain;
Seit ich, verlor'n mein Aug im Ebenmaß
Der Tempel und Paläste, verlor'n im Schau'n
Des Lebens, eingehaucht dem kalten Marmor,
Gar herb gewecket war aus süßem Traum
Durch eines Volkes Weh, das schreit zum Himmel —

Fluch ich euch Kutten. Was habt ihr gemacht
Aus diesem Land von Königen und Helden?
Zur Dirne habt ihr es erniedriget
Vor aller Welt, und bietet sie jetzt feil
Dem, der euch zahlt den höchsten Preis.
— — — — — — — — — — — —
Und jetzt, nachdem die alte Mönchesbrut
Sich seit Jahrhunderten an ihrem Mark
Geletzt, geerntet, wo sie nie gesät,
Gekeltert, wo des Weibes Söhne schnitten,
Jetzt, da dem finstern Gotte, dem sie nicht geglaubt,
Dem eignen Bauch, dem stolzen Ich zuliebe
Millionen Menschenopfer sie gebracht,
Mit Schwert und Feuer morden ihre Kinder:
Soll'n unsere Berge senden ihre Söhne,
Das arme Weib zu schützen vor dem Fremdling,
Der selbst nach der Entehrten welkem Reiz
Die frevle Hand noch lustentzündet streckt.
Mit ihrer Söhne Blut soll mischen sich
Das uns're. Nimmermehr!

Anderseits sieht der Reformator sein Land bedroht durch den deutschen Kaiser, der sich die kriegerische Macht der Eidgenossenschaft zunutze machen und ihre alte Unabhängigkeit vernichten möchte. Deshalb und nicht aus religiösen Motiven kämpft sein Zwingli für eine einige, starke Eidgenossenschaft. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, schreckt er auch vor einer revolutionären Umgestaltung der alten Bünde nicht zurück. Immer ist es die ausgesprochene Begabung Zwinglis zum Politiker, die Wysard hervorhebt.

Wär er ein Italiener, würd er sicher
Ein Papst wie Hildebrand, ein Kirchenfürst
Wie Gregor, der im Hofe zu Canossa
Den Kaiser warten ließ im Büßerhemd
Drei Tag' und drei Nächte durch. Beachtet mal
Sein Antlitz! Wie gehauen in Granit.
Ein Blick, der niederschmettert oder bannt!
Nicht weiß ich, was drin vorherrscht: Ehrgeiz oder
Herrschsucht.

Der Reformator schreckt auch nicht davor zurück, dasjenige, was er für richtig erkannt hat, mit allen Mitteln, wenn nötig mit Gewalt durchzusetzen. „Zum großen Ziel bedarf's der großen Mittel, dem Kühnsten nur gelingt der höchste Wurf," ruft er dem Landgrafen Philipp von Hessen zu.

Ist also bei Wysards Zwingli tiefe politische Einsicht die innerste Triebfeder für sein Handeln, so ist der Quell, aus dem H. Webers Held seine hauptsächlichste Kraft schöpft, die Liebe zur Wahrheit und ein fast fanatischer Eifer, ihr zum Siege zu verhelfen.

Nichts Höheres kenn ich, als der Wahrheit dienen,
Für sie mit Geisteskraft im Kampf zu steh'n.
Doch wird sie durch der Menschen Trug entstellt
Und hemmt Gewalt und Arglist ihre Bahn,
So drückt der E'wge selbst zum heil'gen Kampf
In meine Hand das Schwert, sein ist der Kampf!

Dieser Zwingli hat daher etwas von einem Propheten an sich. Er ist von der Überzeugung beseelt, daß er einfach als Werkzeug einer höhern Gewalt handelt.

Oft klang mir's — klingt mir's heut im Herzensgrund,
Dein Wort, o Herr: Wen send ich? Wer wird geh'n?
Ich sprach — heut sprech ich's neu und immerdar:
Hier steht dein Knecht, hier bin ich, sende mich!
Hat nur mein eigner Geist aus mir gesprochen?
Nein, nein! Ich fühl's, Du redest, Herr, durch mich,
Dein Bote will ich sein. Herr nimm mich an
Und steh mit deiner Stärke mir zur Seite!

Diese Überzeugung, nicht aus eigenem, menschlichem Antrieb, sondern als Werkzeug Gottes zu handeln, gibt ihm auch die Kraft, den Krieg heraufzubeschwören, wenn er anders sein Ziel nicht zu erreichen vermag.

Ungleich komplizierter ist die Gestalt Zwinglis, so wie sie Karl Albrecht Bernoulli geschaffen hat. Sie erschöpfend zu charakterisieren, ist ohne eine eingehende Analyse

des ganzen Stückes gar nicht möglich. Es sollen daher nur einige wenige, interessante Züge hervorgehoben werden.

Mehr als bei den andern ist bei Bernoulli die Bedeutung hervorgehoben, die des Reformators Herkunft aus dem Volke für seine ganze Entwicklung und für sein Wirken hat. Aus dem Volke ist er hervorgegangen und in ihm wurzelt er. Wie er darauf verzichtet, dem Rufe an die schwäbische Hochschule zu folgen und dafür den Entschluß faßt, sein Werk in Zürich zu vollenden, „das Läuterwerk der Pflicht bei Obrigkeit und Untertan, die Wirtschaft des Staates, die Jugendschulen, die sittsame Zucht im Haus und auf der Gasse" — all das selbst zu einem guten Ende zu führen, da liegt ihm nicht etwa daran zu wissen, wie sich die Ratsherren und einflußreichen Staatsmänner seiner Stadt zu diesem seinem Entschlusse stellen, er wendet sich vielmehr an das kleine Volk, den Handwerker, Landmann und Taglöhner, um sich zu orientieren und zu vergewissern, wessen er sich zu versehen habe. Aus der frohen und zuversichtlichen Zustimmung dieser kleinen Leute schöpft er neuen Mut und neues Vertrauen zur Weiterführung seines Werkes.

Ein zweites ist an Bernoullis Zwingli noch bemerkenswert. Der Reformator begnügt sich nicht damit, das Volk von der Werktätigkeit der katholischen Kirche zu befreien, er will ihm auch das Werkzeug in die Hand geben, mit dem er selbst den Katholizismus überwunden hat, das Bibelwort. Damit aber unterwirft er das Volk wieder einer neuen Autorität. Er nimmt ihm mit der einen Hand, was er mit ihm der andern gegeben hatte: die Freiheit in Glaubenssachen. Damit aber hat er das Ideal, das er als junger Humanist so hoch gehalten hatte, überwunden, oder er ist ihm vielmehr untreu geworden, wie ihm sein Jugendfreund, der bereits genannte Junker Konrad, mit aller Schärfe vorhält. Auf dessen Ermahnungen, sich mit der Befreiung des Volks aus den Fesseln des katholischen Dogmas zu begnügen

und seine Zürcher nicht wieder unter ein neues starres Gesetz zu beugen, unter die unbedingte Herrschaft des Bibelwortes, erwidert Zwingli, Konrads Auffassung sei Herrenweisheit, untauglich zu Predigt vor Burgern und Bauern. „Ich bin Volk und vermag nit über meinen Stand.“

Vergleichen wir die verschiedenen Gestalten, in denen uns Zwingli in den verschiedenen Dramen entgegentritt, mit dem Bilde des Reformators, so wie es die Geschichtschreibung gezeichnet hat, so bekommen wir den Eindruck, daß jeder der Dichter ein Stück der wirklichen historischen Persönlichkeit gegeben hat, keiner aber sie ganz besitzt. Es wäre wohl auch schwer, die reiche und vielseitige Natur Zwinglis im engen Rahmen eines Dramas in ihrem ganzen Inhalte zur Darstellung zu bringen. Bei keiner der Charakterzeichnungen, so wie sie uns die fünf verschiedenen Dichter gegeben haben, bildet sich mit der gleichen Schärfe eine Vorstellung, die sich aus der Lektüre von Zwinglis polemischen Schriften und namentlich seinen Disputationen ohne weiteres ergibt, das Bild nämlich des außerordentlich scharfen und logischen Denkers, der diese seine Veranlagung durch die vorzügliche Schule der klassischen Bildung noch verstärkt und vertieft hat und von seiner starken Waffe einen ausgiebigen und sehr erfolgreichen Gebrauch macht.

Eine weitere Beobachtung drängt sich auf. In jeder von diesen Gestalten lebt ein Stück der Menschheit aus derjenigen Zeitepoche, in welcher der Dichter gelebt hat, und ein Stück von des Dichters eigener Persönlichkeit. Wer denkt nicht bei dem Bilde, das uns Meister von Zwingli entwirft, an die redegewandten, doktrinären, für Volksaufklärung schwärmenden Politiker der französischen Revolution? Wysards Zwingli, der bei all dem Glanz und Reichtum der katholischen Kultur der Renaissance nur deren Schattenseiten sieht, hat etwas vom Kulturkämpfer der Siebzigerjahre. Und daß die Schilderung von Zwinglis

geistiger Bedeutung in ihrem Gegensatz zu Katholizismus und Renaissance, so wie sie uns Bernoulli gibt, von neuern Strömungen in der Reformationsgeschichte nicht unberührt geblieben ist, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen. „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Seinen Helden ein Stück von seinem eigenen Fleisch und Blut zu geben, ist übrigens das gute und schöne Recht des Dichters, und wenn wir anderseits die Auffassungen von Zwinglis Wesen, so wie es uns die Geschichtschreibung verschiedener Zeitalter gibt, einander gegenüberstellen, so würden wir, wenn schon nicht in gleich auffallender Weise, auch hier die Beobachtung machen, daß das Bild des Reformators immer bis zu einem gewissen Grade von der Zeit beeinflußt wurde, in der es entstanden ist.

Noch ein zweites Problem lohnt eine kurze vergleichende Besprechung der fünf Dramen: Wo liegt in den verschiedenen Dramen das tragische Element? Wenn auch naturgemäß der Ausgang der Handlung in allen fünf Werken derselbe ist, so kann doch die Art und Weise, wie sich der Dichter mit dem Untergang des Helden auseinandersetzt, und wie er ihn zu begründen und zu erklären sucht, sehr verschiedenartig sein.

In Meisters Dichtwerk wird die Schuld am Untergange des Helden in diesen selbst verlegt. Daß der Gelehrte und Prediger die Grenzen seines Arbeitsfeldes, das ihm durch seinen Beruf zugewiesen ist, überschreitet und sich in die weltlichen Händel mischt, dazu noch, um eine führende Rolle zu spielen, wird ihm zum tragischen Verhängnis und führt seinen Untergang herbei. Dieses Vorgehen wird ihm direkt als Schuld angerechnet.

In ganz anderer Weise schürzt Charlotte Birch-Pfeiffer den Knoten zum tragischen Ausgang. Sie sucht die Schuld dafür

nicht in Zwingli, sondern bei denjenigen, die seine Pläne hätten unterstützen sollen, die ihn jedoch aus Kurzsichtigkeit oder geheimer Feindseligkeit im Stiche ließen. Den Krieg hat ihr Zwingli, wie dieser seiner Gattin gegenüber erklärt, willenlos erzeugt; als Sühnopfer muß er fallen, soll der Kampf Früchte tragen. Daher schreckt er auch vor dem Tode nicht zurück; denn am Ende seiner dornenvollen Laufbahn winkt ihm die Märtyrerkrone.

Wysard wiederum verlegt die Tragik in die Person des Reformators. Bei seiner Art, rücksichtslos die Konsequenzen dessen zu verfolgen, was ihm sein scharfer Verstand als das Richtige erkennen ließ, läßt sich Zwingli durch die Verhältnisse dazu hinreißen, das Gegenteil von dem zu tun, was er ursprünglich gelehrt hat: der einstige Gegner aller Verbindungen mit dem Auslande sucht in rastlosem Eifer Bündnisse mit den deutschen Protestanten, dem Könige von Frankreich, mit Venedig und Mailand zustande zu bringen, und der Prediger des Friedens zündet im eigenen Vaterlande die Kriegsfackel an. In einer stillen Selbstbetrachtung sagt Zwingli:

Ich weiß ja wohl, der Krieg ziemt nicht den Christen,
Wir sollten vielmehr beten für die Feinde.
Das ist der tiefe Zwiespalt meines Lebens,
Daß ich, der Prediger des Friedens, Krieg
Verkünde, ja, daß ich, der stets gemahnt,
Die Eidgenossen möchten fremder Sachen
Doch müßig gehn, der gegen jeden Bund
Mit Frankreich, mit dem Papst, geeifert — selbst
Ein fremdes Bündnis nun erstrebt. Warum?
O großer Gott, zu deines Namens Ehre
Zu sichern meinem Volke Wahrheit, Freiheit,
Zu gründen eine Macht, die groß und kühn
Wie unsre Berge in Europas Herzen
Dastünde, stark genug, der Finsternis,
Des Despotismus Hinterlist und Macht
Mit wucht'gen Keulenschlägen zu begegnen.

In Webers Drama liegt die Tragik wieder in den äußern Verhältnissen, ähnlich wie bei Charlotte Birch-Pfeiffer, nur ist der ganze Zusammenhang von Ursache und Wirkung tiefer gefaßt. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß sein Zwingli etwas von einem Propheten hat, der sich als Werkzeug einer höhern Gewalt betrachtet. Allein die Mächte, gegen die er anstürmt, sind zu stark. Im Kampfe mit ihnen muß er unterliegen. Er stirbt als Märtyrer seiner guten Sache, um noch durch den Tod das Werk zu fördern, zu dem ihn die Vorsehung ausersehen hat:

Wir sind nur schwache Opfer. Nicht um uns
Allein ist es zu tun. Doch harter Strauß
Hebt um der Wahrheit willen an, es wird
Not leiden unsere Kirche, bittre Not,
Daß sie geläutert werd' in herber Zeit.

Ausschließlich und mit aller Konsequenz verlegt Bernoulli die tragische Schuld in Zwinglis Persönlichkeit. In des Reformators Brust wohnen zwei Seelen. Neben seinem Predigtamte beschäftigt sich Zwingli leidenschaftlich mit politischen Dingen und zwar aus innerer Veranlagung und Leidenschaft dazu. So ist er dazu gekommen, in Zürich alle Gewalt an sich zu ziehen; seine Hand lastet schließlich auf der Stadt „als eine Papstes-Hand". Den einfachen Bauernsohn reizt es, das weltliche Szepter zu führen. „Jetzund treibt es ihn zur Art der großen Herren — er muß sich im Bürgerrock als ein König gehaben mit Meldereutern und nächtlichen Horchern, mit petschierten Briefen und bildlicher Siegelschrift."

Über seinen vertrauten Verkehr mit dem Landgrafen Philipp von Hessen äußert er sich mit fast naivem Stolze, und dem französischen Geschäftsträger stellt er sich feierlich als der Erwählte des Volkes vor.

Wohl erkennt Zwingli selbst, daß er zu weit gegangen ist und sich über das demokratische Empfinden seines Volkes hin-

weggesetzt hat. Er will daher „sein Werk von aller Gewaltsamkeit erlösen, es seiner eigenen Kraft überweisen, herniedersteigen vom Stuhle des Machthabers und eintreten in die Reihen der Alltäglichen, in die Nachbarschaft der Namenlosen". Das ist die Tat, mit der er Zürich beglücken will — aber erst, wenn er das angefangene Werk vollendet hat. Und in seinem Eifer, sein großes Werk zu einem guten Ende zu führen, läßt er sich neuerdings verleiten, „die himmlischen und die irdischen Ziele im göttlichen Läuterwerk zu verschweißen". Um seine Kirche gegen die Übermacht des Papsttums und des mit ihm verbündeten Kaisertums zu schützen, bemüht er sich, einen großen, von Venedig bis nach Dänemark reichenden antihabsburgischen Staatenbund zustande zu bringen. Und wie dieser sein großer Plan scheitert, da wagt er den Versuch, seine Lehre der ganzen Eidgenossenschaft mit äußern, gewalttätigen Mitteln aufzuzwingen.

„Mein Kund und Botschaft bleibet heiter und klar," ruft der Reformator auf seinem Gange zur letzten Predigt aus; „ist das Gotteswort gewisse Wahrheit, so ist es gewisse Wahrheit nit allein für Zürich, sondern für Bern, Basel, Freiburg, Glarus, Waldstätt, und Untertanen in gleicher Weis als für uns. Acht Ort wollen, fünf Ort wollen nit, sind widerspenstig, machen harte Mäul und taube Ohren. Mich stößet die Bruderlieb, ihnen die Wahrheit zuzugällen gleich Zinkenisten vom jüngsten Tag, sie zu wecken und zu rütteln, bis der päpstisch und teuflisch Lügengeist von ihnen ausfähret. Wir wären schöne Bürger des Gottesreiches, so wir die Gegenprob scheuten und unser Reich nit obsieget über Satan und Widersacher. Wie staht geschrieben: Das Himmelreich gerät in Aufruhr und die Stürmer reißen es an sich. Das gaht mit nichten auf Täufer und Schwärmer. Wir selbst mögen mannhaft stürmen und das Panier auf alle Schanzen tragen. Hat das Gotteswort ichtwenn ein End in dem Grenzbann von Zürich? Soll kein ander heilig Gebiet

sein denn das Zürichbiet? Will gewiß nit ablan in Hoffnung und Gebet, Gott mög uns einen guten Landfrieden erhalten gnädiglich. Muß mich aber in Ohnmacht beugen vor der grausamen und zweischneidigen Gewalt des Wortes Gottes ohne Schaden und Einbuß nit um ein Haar breit."

So beschwört er den Krieg herauf und reißt seine Mitbürger mit sich ins Verderben, mit vollem Bewußtsein. Ihn beseelt die Überzeugung, daß er eine höhere Mission erfülle, der gegenüber das Leben des Einzelnen nichts bedeutet.

„Dir ist um den Genuß zu tun," ruft Zwingli dem Junker Konrad zu, „mir hingegen um die klare und harte Erkenntnis. Und derhalben staht bei mir die Gewalt und werd ich obsiegen. Ist seit den Tagen der Kreuzritter noch ein Krieg gefochten worden gleich dem Krieg, den ich soeben habe blasen heißen?"...

„Nit aus Ländregier! Nit einmal für die Freiheit aus Tyrannenklauen! Nein — abstrakt und pur für einen Gedanken, Konrad, für die Wahrheit! ..."

Indem Zwingli jedoch den Sieg der Wahrheit mit dem Schwert erzwingen will, gerät er auf eine schiefe Bahn, die ihn ins Verderben führt. Sein Untergang in Kappel wird so zu einer Befreiung aus einer unhaltbaren Lage, zu seinem Glücke.

Dem Junker Konrad, der ihm vorwirft, er dürste nach dem Kranze des Märtyrers, entgegnet er, daß doch sein Gang nach Kappel seinen Untergang bedeute.

„Und es ist dein Untergang," entgegnete ihm der Junker, „du gehst unter — in dein Glück."

Zwingli (maßlos erstaunt): „In mein Glück?"

Junker Konrad (mit einem vollen Blick): „Ins Glück von Kappel!" (Er wendet sich zum Gehen.)

Zwingli: „Halt, Konrad, halt!" (Er legt die Hände vor's Auge und besinnt sich.)

Junker Konrad: „Zürichs Unglück, aber dein Glück.“

Zwingli (nach einer Pause, einfach): „Ich tu den Gang nach Kappel nit um des Glückes willen. Ich habe meinen Wohnsitz in der Notwendigkeit, wie du den deinen im leeren Steinhaus deiner Altvordern. Das Schicksal weiset mir den Weg über den Albis — derhalben kümmert es mich nit, ob es mich über Rosen treibet oder über Stachel.“

Auf dem Wege nach Kappel jedoch, wie er so neben dem einfachen Soldaten dem Entscheidungskampfe entgegenzieht, da kommt es Zwingli mit einem Male wieder zum Bewußtsein, daß er, der Mann aus dem Volke, im Grunde doch zum einfachen kleinen Bürger und Handwerker gehöre und nicht unter die Großen der Welt. Plötzlich wird ihm klar, daß sein höchster Beruf und seine schönste Aufgabe doch nicht die hohe Politik gewesen war, sondern sein Predigtamt, in welchem er es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Einzelnen zum selbständigen, sich seines inneren Wertes bewußten Gliede der christlichen Gemeinde heranzuziehen.

Daß er dies Ziel bei vielen erreicht hat, erkennt er während des Marsches nach Kappel aus Äußerungen einzelner Soldaten, die mit Freude und stolzem Vertrauen für seine große Sache dem Kampfe entgegenziehen.

Zwischen Zwingli und diesen Leuten entwickelt sich dabei folgendes Gespräch:

Wespi (ängstlich): „Sie schreien .... der Göldli hätt uns an seinen Bruder verraten.“

Frey (zu Wespi): „So meint es der Meister nit. Mag uns der Göldli an hundert Teufel verraten, an den Sieg, dessen wir fröhlich sind, kann uns kein Verräter rühren.“

Zwingli (sieht Frey dankbar an): „Wie wunderbar hat mich der Jost verstanden.“

Pfunder (eifrig): „Im Verstand weichen wir dem Jost nit. Der Jost kann es nur gleitiger über die Zungen lassen; — ist nit umsonst Meister und wir nur Gesellen.“

Luttermann: „Ich hab denselben Verstand wie Jost.“

Wespi: „Ich auch, Herr Pfarrer — und gleich uns allsammen, ob Bürger oder Hintersäß, die Minderen und Einfältigen aus dem Volk, die hand all den einen und rechten Verstand von eurer Person, das glaubet mir, Herr Pfarrer.“

Frey: „Junker, Herren, Hauptleut, Ratsredner, Bücherwürmer, heidnische Skribifaxen und römische Maulhelden, die denken überzwerch und fahren Euch zwischen den Sinn. Des Volkes aber möget Ihr herrlich versichert sein, da sind tausend Mann ein Mann.“

Zwingli (das Antlitz von Glück verklärt): „Was bin ich selber anders, dann ein Minderer und Einfältiger aus dem Volk? Still und rein ist es hie, als ständ ich wieder am wilden Haus im Toggenburg mitts unter meinen Geißen, den Säntis und die Kurfirsten und die Vorarlberger mit ihren stillen, stolzen Häuptern zu guten Alpgesellen rings um mich har. Ihr liebet den Sennen in mir und den Hirtenbub, das spür ich heut mit heißem Sinn, und solches tut mir wohl im tiefsten Herzensgrund.“

Wespi (fröhlich): „Präzis, Herr Pfarrer! So Ihr nit im Panzer stecktet und Schwert, Hammer und Faustrohr führtet, mich dünkt, Ihr müßtet die Brente tragen und den Melchstuhl.“

Pfunder (ebenso): „Daß ich es Euch gestand: ich muß mir Gewalt antun. Wollt ich reden, wie mir's vom Herzen steigt, ich könnt nit länger Ihr zu Euch sagen, müßt halt Ueli zu Euch sagen und du.“ (Jost Frey sieht Pfunder vorwurfsvoll an.)

Zwingli (Frey mit einer Handbewegung beschwichtigend): „O wie tausendfach inbrünstig schwillt mein Dank! Aufgahn im Volk! Mich auswechseln an den Biedermann mir zur Rech-

ten oder Linken und es tief innen spüren: der hie neben dir staht, das ist dein Nächster! Der hat dich lieb und weiß, daß du es redlich mit ihm meinst. O ihr Freunde, wie war mir oft einsam, wann ich unter Euch gestanden hab im dichtesten Gewühl, wann ich erdrückt war von euern Leibern, gespießt und gemordet von euern Blicken. Fremd war ich euch da, tausend Meilen fern von euch, als ständ ich in öder, eisiger Wüste, bloß jeden Gewandes, nackten Leibes und müßt erfrieren im Schneegestöber und dem Schloßenwind. Und wie war mir bang, diese Angst möcht über mich kommen in meiner letzten Stund, ich möcht vergehen auf dem blachen Feld ob Kappel vor Heimweh und Verlassenheit. Noch heut in der Früh, als mein Roß schnaubt und wiehert, weil es den Kampf roch und die Morgenluft, da schämt ich mich, euch in den Streit vorauf zu reiten zur Ehr des lieben süßen Evangeli. Aber als ich dann mit euch auszog und es über die Wollihofer Weid ging und ich hinter mir die tausend Tritt hörte, so alle denselben Gang taten, und das Murmeln vernahm derselben guten Gebet, die meine Lefzgen bewegten, da kam es über mich. Warum, sagt ich mir, reit just ich, der Zwingli, beim Auszug neben dem Panner und gang nit hinten mitts unter dem Landsturm? Wär es mir nit besser, ich wär gleich den Biderleuten unter den Haufen gemenget? Desgleichen sagte ich mir fröhlichen Mutes: kein Ansehen hat Gott, wessen der Mund war und wessen das Ohr, so nur sein liebheilig Wort in Kraft gewandert ist von mir zu euch. Hört denn meinen guten Scheidedank in großer und heller Freud: es ist kein Unterschied zwischen uns, ihr guten, herrlichen Leut, kein Unterschied niemalen gewesen und wird keiner sein in Ewigkeit."

* * *

Die Frage, wo bei Zwinglis Untergang die Tragik liege, hat sich auch die Geschichtschreibung zu stellen. Jeder Historiker, der sich nicht einfach damit begnügt, Tatsachen zu registrieren,

wird untersuchen müssen, ob die Gründe für Zwinglis Untergang in erster Linie in dessen eigener Persönlichkeit und dessen Handlungsweise zu suchen seien, oder ob sie in äußern, seiner eigenen direkten Einwirkung entzogenen Umständen liegen. Die Antwort auf diese Frage ist von der Geschichtschreibung in durchaus verschiedenartiger Weise gegeben worden. Bereits vor nahezu fünfzig Jahren hat ein Kirchenhistoriker[1]) auseinandergesetzt, daß Zwingli den Höhepunkt seiner Machtstellung bereits überschritten habe, als er mit dem zürcherischen Heere zur Entscheidungsschlacht nach Kappel zog. Für seine weit ausholende, europäische Politik, dessen Endziel ein großer, von Italien bis an die Nordsee reichender Bund aller Gegner des Hauses Habsburg war, für diesen schwindelnd hohen Bau sei das Fundament, auf dem ihn Zwingli gründen wollte, nicht breit und stark genug gewesen. Im Verlaufe des Jahres 1531 habe der Reformator daher einige empfindliche Niederlagen und schwere Enttäuschungen erfahren müssen. Der von ihm gewünschte Anschluß Zürichs an den schmalkaldischen Bund sei nicht zustande gekommen infolge des Widerstandes, den Luther diesem Bestreben entgegensetzte. Eine Verbindung der schweizerischen reformierten Städte mit den süddeutschen Glaubensbrüdern sei an der ablehnenden Haltung der reformierten Miteidgenossen gescheitert. Schwerer noch sei die Niederlage gewesen, die sich der Reformator in der innern, eidgenössischen Politik zugezogen habe. Bereits im Frühjahr 1531 sei er sich darüber im Klaren gewesen, daß ein Krieg mit den katholischen Eidgenossen unvermeidlich sei, wenn er nicht auf die Fortführung und Durchführung seines Reformationswerkes verzichten wollte. Mit vollem Bewußtsein habe er daher auf die Eröffnung des Krieges mit

---

[1]) K. B. Hundeshagen, Das Reformationswerk Ulrich Zwinglis und die Theokratie in Zürich in: Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, Bd. I, bes. S. 246 ff. — Wiesbaden 1864.

den katholischen Orten gedrängt. Allein Bern habe sich dieser kriegerischen Politik gegenüber entschieden ablehnend verhalten, und seinem Beispiele seien im Mai 1531 auch die übrigen reformierten Städte gefolgt, indem sie statt der Kriegserklärung die Verhängung der Proviantsperre beschlossen, obwohl Zwingli diese halbe Maßregel als einen verhängnisvollen Mißgriff erklärt hatte. Aber nicht nur die außerzürcherischen reformierten Städte hätten sich so seinem bis jetzt allmächtigen Einflusse entwunden, auch in Zürich selbst habe sich die Opposition wieder kräftiger und offener als je zu regen angefangen. „Zwingli ahnte unter diesen Umständen einen weiter um sich greifenden Abfall, es beschlich ihn das untrügliche Gefühl, daß es mit seinem Wirken in Zürich zu Ende sei.“ Aus diesem Gefühle heraus sei er am 26. Juli 1531 vor den Rat getreten und habe um seine Entlassung nachgesucht, da er das Vertrauen seiner bisherigen Anhänger verloren habe. Wohl habe er sich durch seine treuesten Parteigänger bereden lassen, sein Gesuch zurückzuziehen und in Zürich zu bleiben. Allein die Zügel der Regierung blieben ihm entglitten, auf den weitern Gang der Ereignisse habe er keinen bestimmenden Einfluß mehr ausgeübt.

Mit dieser Auffassung deckt sich teilweise die Studie eines Zürcher Historikers, die gerade die Politik der Glaubensparteien innerhalb der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Auslande in den Jahren 1527—31 zum Gegenstande hat.[1]) Auch diese Untersuchung kommt zu dem Ergebnisse, daß Zwinglis Politik an einem Mißverhältnisse zwischen den Endzielen und den die Grundlage dazu bildenden Machtmitteln scheiterte und zwar schon am 26. Juli 1531 und nicht erst auf dem Schlachtfeld bei Kappel.

---

[1]) Herm. Escher, Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland, 1527—31, bes. S. 255 u. 321. — Frauenfeld 1882.

Besonders scharf hat diese Auffassung ein anderer zürcherischer Geschichtsschreiber formuliert.[1]) Zwingli, so führte er aus, hat sich vom Boden einer nüchternen und patriotischen Politik fortreißen lassen zu phantastischen und gefährlichen Projekten. Um die Katholiken in der Eidgenossenschaft zu unterjochen, hat er Verbindungen mit ausländischen Fürsten angestrebt. Dadurch stürzte er sich in seiner ganzen Existenz, in seiner äußern und innern Politik, in der staatlichen und in der kirchlichen Reform in derartige Widersprüche, daß sie auch die stärkste Kraft auf die Dauer nicht mehr auszuhalten, die höchste Genialität nicht mehr auszugleichen vermochte. So brach Zwinglis Politik zusammen an ihrer eigenen inneren Unmöglichkeit nicht auf dem Schlachtfelde zu Kappel, sondern schon im Sommer vorher im zürcherischen Ratssaale. Dem Gestürzten hat das Schicksal noch eine letzte Gunst erwiesen. „Nicht in einem Bürgerkrawall ist er erschlagen, oder was nicht außer der Möglichkeit lag, wie Waldmann auf's Schaffot geschleppt worden. Nicht als einsamer Verbannter hat er sein bisheriges Arbeitsfeld im Stiche lassen und in der Weite eine gebrochene Existenz fortsetzen müssen. Nein, er durfte mit seinen Zürchern hinausziehen in den Kampf und auf dem Felde der Ehren mit seinem Blute seine Überzeugung besiegeln. So ist noch ein letzter Sonnenglanz auf seine sich verdunkelnde Bahn gefallen und Zwingli der Bedrängnis, aus der kein Ausweg winkte, als Märtyrer enthoben worden."

An anderer Stelle hat der gleiche Autor den Tod des Reformators geradezu als ein Glück dargestellt, das die Eidgenossenschaft vor dem Schicksale bewahrt habe, durch Zwinglis zersetzende Politik aufgelöst zu werden. Er hat das Wort vom

---

[1]) Sal. Vögelin, Ulrich Zwingli. Rede, gehalten bei der von den Grütlivereinen Zürich und Neumünster 1884 veranstalteten Zwingli-Gedenkfeier. — Zürich.

Glück von Kappel geprägt, das auch Bernoulli in seinem Drama verwendet hat, allerdings in abgeschwächter Bedeutung: Zwinglis Tod bedeutet für ihn selbst einen Glücksfall, indem er ihn aus einer unhaltbar gewordenen Lage befreite.

Ebenso zahlreich sind indessen die Stimmen derjenigen, die die Tragik in Zwinglis Tode außerhalb seiner Person und seines Wirkens suchen. Jenes Rücktrittsgesuch des Reformators vom 26. Juli, führte einer der besten Kenner unserer zürcherischen Reformationsgeschichte aus,[1]) ist als ein taktisches Manöver aufzufassen, um die wankend gewordenen Zürcher neuerdings für des Reformators energisches Vorgehen gegen die fünf Orte zu gewinnen. Es ist auch vollständig gelungen. Seit dem 26. Juli ist Zwingli mit nichten ein toter Mann, vielmehr nimmt seit jenem Tage seine Politik einen neuen Aufschwung. Die Einheit zwischen der zürcherischen Bürgerschaft und ihrem geistigen Haupte war wieder hergestellt. Erst auf dem Schlachtfelde von Kappel ist Zwinglis Politik zusammengebrochen, aber nicht infolge ihrer inneren Unmöglichkeit, sondern dank der vollständigen Isolierung, in die Zürich durch Berns Zurückhaltung geraten war.[2])

Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Streitfrage einzutreten. Es sollte nur gezeigt werden, daß Dichter und Geschichtschreiber nicht nur den gleichen Gegenstand gemein haben können, sondern daß sie sich auch die gleichen Probleme stellen. Und wie der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff be-

---

[1]) E. Egli, Zwinglis Tod nach seiner Bedeutung für Kirche und Vaterland. — Akadem. Antrittsvorlesung. — Zürich, 1893. Vgl. bes. S. 12 ff.

[2]) Auch R. Stähelin, Huldreich Zwingli, II, 482, stimmt dieser Auffassung zu. — Übrigens widersetzt sich auch die bereits zitierte Arbeit von H. Escher der extremen Auffassung von Sal. Vögelin.

handelt, einen Teil seines Rüstzeuges beim Geschichtschreiber holt, so muß dieser ein Stück vom Wesen des Dichters an sich haben, um die Probleme der Menschheitsgeschichte klar erkennen zu können.[1])

---

[1]) Es ist übrigens bemerkenswert, wie einzelne der Verfasser von Zwinglidramen das Bedürfnis hatten, sich auch als Historiker über ihren Gegenstand zu äußern. Meister hat das getan in der Sammlung „Berühmte Zürcher". Basel 1782. — A. Wysard hat in der Zeitschrift „Reform", 1873, Nr. 17—20, eine Darstellung von Zwinglis Persönlichkeit und Lebenswerk gegeben und K. A. Bernoulli hat seine Auffassung über den Kernpunkt der ganzen Frage in Artikeln der „Neuen Zürcher Zeitung" (1904, Nr. 343/344) unter dem Titel „Zwingli in Wirklichkeit", also ebenfalls vom Standpunkt des Geschichtschreibers aus dargelegt.